

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1931**

89 (17.4.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Charlie Chaplins Werdegang

Von Hans Wiewniewski

Die sagen, das Leben ist ein Traum, es kann auch ein Film sein; aber das Leben der meisten Menschen ist ein stummer Film. Deswegen stumm, weil er vor den Augen nur weniger Zuschauer abrollt, vor Vater, Mutter, dem Chef im Büro — ein kleines Stück Lebenslauf aus der Stille der Existenz zu leben.

Stumme Filme dreht das Leben meist bei armen Leuten. Diese Filme sind so stumm, daß sie ohne Kamera gedreht werden können. Keinwand ist auch nicht notwendig. So war es bei Charlie Spencer Chaplin als er ins Leben eintrat, ein stummer Film nahm seinen Anfang.

Chaplin wurde am 16. April 1889 in London geboren. In Eastend, das ist das Viertel der armen Leute und wenn man von Londonern spricht, die arm sind, dann sind sie tatsächlich arm. Chaplin wuchs von Vater und Mutter das Talent des Schauspielers, nichts mehr. Der Vater war ein bekannter Komiker Londons, der herabgeworkommen, seinen baldigen Tod erwartete. Er und seine Frau wurden, als Chaplin und sein Bruder Sidnes erst wenige Jahre alt waren. Mit sechs Jahren ging Chaplin daran, Geld zu verdienen. Er spielte auf Londoner Vorstadtbühnen den „Kleinen Lord“, eine Dramatisierung des bekannten Romans „Kleine Lebensgeschichte“ für ihn, die materielle Not holte ihn in ihre Arme zurück. Er fußte, dann verließ er es als Tischerler in London, um bald die Ruhe und das Einkommen eines soliden Bürgers zu gewinnen. Es ging nicht. Ein Kapitel für sich, Chaplin, der sich nicht von Brot, Strohjungfrau. Der künftige Londoner Winter treibt ihn ins Armenhaus. Er ist 15 Jahre alt. Da hat er eines Tages Glück. Wieder Theater. Man gibt ihm eine Rolle in dem Stück „Post Office“. Es werden große schaulustige Anforderungen an ihn gestellt, die er erfüllt. Jetzt wint ihm bessere Zeiten. Er tritt mit einer kleinen Wandertruppe von Bühne zu Bühne der Provinz Englands. Als er 19 Jahre alt ist, nimmt ihn Fred Karno für sein Varieté. Sie spielen den Stroh „Ein Abend in einer englischen Music-Hall“. Großer Erfolg. Charlie bereitet Europa und spielt diesen Stroh. Das Varieté hält ihn fest. 1906 kommt Charlie zum ersten Mal nach Amerika. Sie spielen immer noch Varieté: „Ein Abend in einer englischen Music-Hall“.

Charlie verdient pro Woche 100 Dollar. 1912 befindet er sich mit seiner Truppe in Philadelphia. Dort erreicht ihn das Telegramm der Keystone-Film Co. Er soll 125 Dollars verdienen, wenn er kommt. Charlie ist vom Geist des Strohspielers befreit. Er lehnt das Angebot ab. Ein zweites Mal, 1913, nimmt Charlie an und bezieht die Gage von 150 Dollars pro Woche. Es fängt für ihn die Zeit an, in der sein Lebensfilm tatsächlich Kamera und Leinwand gebraucht. Auch kann man ihn nicht mehr stumm nennen, sondern ist, obwohl es damals noch keine Tonfilme gab: Charlies Name verbreitet sich. Charlie verdient. Sein erster Film war allerdings ein Stroh, er wurde nicht gezeigt. Der Varietékünstler Charlie mußte sich auf den Film beschränken. Es war die Zeit, während der seine Geburt wurde, die Melodie, die die Hebräer, die Schopenhauer, die Platon, die Platon auf den Lippen, das gedrohte Lächeln der Weltgeschichte.

Am Anfang des Jahres 1914 kündeten Klatsche auf dem New Yorker Broadway die erste Charlie-Groteske. Das Publikum sah den kurzen Film und war begeistert. Chaplin drehte ein- und zweifach. 1916 gab man ihm für einen Meister ein Million Dollar. Mit diesem Geld eröffnete er in Hollywood ein eigenes Studio und machte sich selbständig. Er war der erste, der eigene Filme drehte. Mit Douglas Fairbanks, Mary Pickford u. a. gründete er die United Artists. Bis 1920 drehte er zwei- und dreifach. „The Kid“ war sein erster Großfilm, er machte dabei eine Entdeckung: Jackie Coogan. 1921 kam „Der Vagabund“, 1922 „Die Nacht einer schönen Frau“, der einzige Film, bei dem Chaplin nur die Regie führte. Hierbei entdeckte er Adolphe Menjou. 1923 drehte er in Alaska und Hollywood den Film „Goldrausch“, danach „Der Vagabund“. In diesem Film arbeitete er drei Jahre, so daß die Uraufführung 1927 stattfinden konnte. Chaplins letzter Film „Der Vagabund“, der zur Zeit in den Residenz-Theatern in Karlsruhe läuft, war mit ebensoviele Zeit gedreht worden. Zufall der gleiche Zeit als der Tonfilm Gogole machte. Chaplin ergriff das Wort als Ton ab stumm. Man sieht, für seine Art scheint ihm der stumme Film gegeben. Für seine einig dastehende Art. Daher ist er der einzige, der heute noch stumme Filme dreht und sie mit Erfolg drehen kann.

Der Lebensfilm Charlie Chaplins ist längst kein stummer Film mehr. Sein Film der armen Leute, aber er vergißt nicht, daß der Anfang seines Lebens ein lautmaler Film war, deshalb dreht er heute noch stumme Filme, voll von feinen menschlichen Gestalten als Quacando und armer Teufel.

Sein Privatleben war zeitweise ein rechtlicher Tonfilm. Er war zweimal verheiratet. Das ist vorbei. Mit der ersten Frau Mildred Harris ist es vorbei, mit der zweiten Frau Pitta Grew ist es vorbei.

## „Gesellschaft der Menschenrechte“

Uraufführung in der Berliner „Volksbühne“

Es ist nicht ganz gegliedert, was der Wiener Dramatiker Franz Cofor wollte: aus einem historischen Zeitbild stellt er die Gegenwart dar. Er wählt die Tage der Schwarzen Revolution, die Zeit Metternichts und der Volkswut, die Jahre der geistlichen, politischen und sozialen Knechtung 1833 bis 1837. Nicht gegliedert, insofern, als die aktuellen Verhältnisse sich nicht voll mit den tatsächlichen Gegebenheiten decken — den so wird es erst kommen, wenn dieser kein Spiel hinter den Kulissen mit dem offiziellen Regierungsstil verstanden.

In den Mittelpunkt der revolutionären Bewegung des hiedermeierlichen Südwestdeutschland stellt Cofor Georg Büchner, den Dichter des „Dantons“ und „Woyzeck“. Der Sohn eines heftigen Regimentsarztes studiert in Gießen Medizin und wird Führer der „Gesellschaft der Menschenrechte“, einer Gruppe Studenten, die ihre unglückliche Liebe zur Freiheit abwechselnd mit Gefängnis und Prügelstrafe bezahlen. Aber einzelne können keine Gefühle machen — sie müssen die Masse gewinnen, und in Erinnerung an die große Landrevolte des „Bundschuh“ sehen sie in den Bauern — ein industrielles Proletariat gab es noch nicht — die revolutionäre Front. Unter dem Motto „Freiheit den Büchern, Krieg den Palästen“ vertritt Büchners Flugblätter. Der heilige Landbote, die Bauernschaft zu aktivieren und benutzt schon fünfzehn Jahre vor dem tatsächlichen Manifest den historischen Materialismus als Grundlage. Aber der Erfolg bleibt aus. Einzel in den eigenen Reihen arbeiten der „S...“ „Lustig“ in den Arm, andere lassen die Sache aus Angst im Stich, an manchen Stellen wenden sich die Bauern sogar gegen die Sendboten — auch Büchner soll verhaftet werden und flieht nach Zürich. Er hat indes erkannt, daß sich mit einer Handvoll Bürgerlicher keine Revolution machen lasse, für die sie eine Art Massenbewegung bedeute. Nur die könnten sich in einem machtvollen Protest erheben, das das Elend am eigenen Leibe spüren. Noch etwas wird ihm klarer: er ist nicht zum aktiven Politiker geboren. Sein Schaffenstrieb erfüllt sich im Werk, er muß — gefaltet. Und mitten zwischen Fiktion und Verfassung seiner Freunde bilden sich ihm die ersten Visionen zu „Dantons Tod“. Im Stück ist das nicht glückselig formuliert. Das Büchner die Luft an der Revolution verliert, weil sie ihm eine hässliche Krippe der französischen Scheitern, ist verdammt literarisch. Man kann nicht Menschen im Dreißigjährigen, weil eine frühere Zeit ihren Dreißigjährigen austretete.

Am Büchner herum gruppiert Cofor eine bunte Fülle von Personen. Da ist der Spiel Rühl, der aus „Sport“ ein doppeltes Spiel treibt und eine sinnliche Zuneigung für Büchner hat, da ist Büchners Geliebte, Minna Jagel, und der Pastor Weiss, der sich in einer Gefängniszelle gemartert, mit Glascherben die Gurgel durchschneidet; da ist schließlich Doktor Georg, der „Blutrichter“, dessen „geheimen Verfahren“ voller labilistischer Qualereien politisch Unbequeme befreit. Bei der Verhaftung Weitzens ist auch dessen 13-jährige Nichte anwesend. „Wie heißt du?“ fragt Georg. „Wilhelm.“ „Und mit welchem?“ „Liednack.“ „Dann merk du, was du hier siehst!“ „Ich wills mit merken!“ In seinem 30 Jahre später erschienenen Buch hat Wilhelm Liednack des Märtyrertodes seines Onkels gedacht.

Cofors Drama ist kein Dokumentenstück — Büchner ist in Zürich am Verhaftungsort gestorben. Auf der Bühne stirbt er in Straßburg, und man liest in seinem Tage die Vergeltung dafür, daß er die Freunde im Stich gelassen hat. Cofor deutet die historischen Unterlagen mehr aus, als daß er sie nachzeichnet, a. B. nicht er theatralische Epochen ein, wie die zwischen Büchner und der Frau Weitzens, die durch nichts bezaubert sind als durch das Vorhandensein dieser Menschen. Unhistorisch ist auch die zumeilen geschwollene Sprache.

## Volksbühne

„Sturm im Wasserglas“ — Komödie von Bruno Frank

Die Volksbühnenleitung hat es mit dieser Wahl ab getroffen: ein Volksstück mit einer leicht verständlichen Handlung, ohne tiefere Probleme und mit einem allmählichen Schluß. Um es nicht allzu leicht zu machen, hat man die Rolle der Blumenverkäuferin Babel, im Verhältnis zu dem 8. März. Ueber diese Kreatur, die die Merkmale aller denkbaren Wunderkinder in sich vereinigt, gibt es in der jüdischen Stadt nahezu eine kleine Revolution. Jedenfalls stolzt der Oberbürgermeisterlandtags Dr. Lohr über sein solches Fehlen, es gibt eine politische Leiche Thob fast durch. Und hier liegt der tiefere Sinn der Komödie. Aber wie Dr. Thob kein Gefühl für die kleinen Leute hat, kein Gefühl dafür, daß ein Hund einer armen Frau aus Herz gemacht ist, der etaner sich nicht für eine herrliche Stellung. Dem Herrn Thob nützen alle seine kommunalpolitischen Höhenflüge nichts, als er in der Verlesungsaufführung. In dem Moment, wo er auf die Höhe der kleinen Leute zu sprechen kommt, erbebt sich aus der Verlesungsaufführung heraus ein Gebell, zunehmend, anschwellend, in Geul übergehend. Thob muß abtreten. Man kann sich das vorstellen. Wandmal haben

Vollversammlungen wirklich Humor. Dr. Thob stellt den Topus eines gewaltigen Rathhausbeamten dar, eines Gewaltpolitikers und Doktrinärs mit machiavellistischem Einschlag, der nicht einmal den Willen zur demokratischen Geste zeigt. Es ist ein feiner Zug, daß der Autor die gekürzte Größe in die Industrie übersehen läßt, wo Thob einen dicken Kasten bekommt, also die Treppe hinaufklimmt. Das ist vorzüglich beobachtet. Die Thob sind in der Industrie fast ausschließlich hochwillkommene Männer. Immerhin, mit dem Oberbürgermeister ist es ihm misslungen, weil es ihm an der sozialen Ader fehlte. Und es gelang ihm nicht. Seine Maitresse das Volk lehnt Gewalttätigkeiten ab, die sich nicht einmal zu einer kleinen Verbeugung vor ihm bequem.

Die Darbietung, bei der die besondere Empfänglichkeit des Volksbühnenpublikums für Sumoristika den Spielplan der Darsteller sichtlich antastete, fiel in aufnahmehereite Herzen. Eine Reihe gut gezeichnet und liebevoll ausgearbeiteter Figuren zog an uns vorüber. Der massive Thob des Herrn Paul Rudolf Schulze war nach lebendigen Vorbildern modelliert. An Londa Kahl, seiner eleganten Gattin, würdigten unsere Besucherinnen vornehmlich den erlebten kostümlichen Geschmack. Alfons Kloeble, Kella Kademacher, Erik Herz eroberten die Herzen im Sturm, und Epochenrollen wie die des Tierarztes (Herr Höder) und des Gerichtsbeamten (Herr Mehnert) fanden die gebührende Aufmerksamkeit. Der Gemeindevorstand war bei der Volksbühne noch um einige Grade stärker als bei der Aufführung für das allgemeine Publikum.

## Badischer Kunstverein

Zum 30-jährigen Bestehen der Staatlichen Majolika-Manufaktur

In ihrer Radabgelegenheit im Karlsruher Badewald führt die Majolika-Manufaktur heute ein ideales Dasein. Das war nicht immer so. Während ihres 30-jährigen Bestehens hat sie manchen wirtschaftlichen Kampf durchzustehen gehabt. Auch machten die Lösungen künstlerischer Scherbenprobleme viel Pein. Thoma, Süß, Württemberg und Länger, dazu eine Reihe Praktiker, haben den Ruf der Karlsruher Majolika gründen helfen. Wie bei all diesen „Scherbenabenden“, so auch bei der untrigen, ging es früher im Betrieb ziemlich gemächlich zu, denn es war immer eine osterfreudige Hand da, die das Loch hoffte — es war manchmal ziemlich groß — das die Unentgeltlichkeit verursachte. Künstlerlich hat die Karlsruher Majolika auf dem Weltmarkt immer Erfolge zu verzeichnen gehabt. Ihre Erzeugnisse fielen auf den großen Ausstellungen (Kopenhagen) ihrer „jüdischen Art“ wegen auf. Man rechnete die Karlsruher Majolika zu den Ausgezeichneten, ließ sich aber von der Einart ihrer Glasuren gerne beeinflussen. Sie hat durch mühseliges Experimentieren wieder Respekt erndet, mit deren Hilfe sie der feinsten, der asiatischen Kunst nahegerückt ist. Nun aber ermahnt der Leitung in den letzten Jahren die schwierige Aufgabe, bedingt durch die allgemein gültig gewordenen wirtschaftlichen Kriterien, eine Rentabilität des Unternehmens möglichst zu machen. Der Kunstherbe müde, ähnlich wie das Porzellan, der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden. Es trat deshalb eine Umstellung ein: Massenartikel wurden hergestellt. Sie führten sich leicht ein. Vom Teeservice über das Weißwurstfestessen ging der Weg bis hinüber zur Bauleinrichtung. Trotz Massenartikel war aber immer sorglich Bedacht auf eine künstlerisch betonte Formung und Färbung genommen. Auf diese Weise, und das ist das Besondere, wurde das große Publikum zum Geschmack erzoget. Es lernte durch praktische Beispiele Qualität von Kunst unterscheiden. Durch die künstliche wirtschaftliche Konjunktur, die der Massenartikel brachte, war es der Majolika-Manufaktur nun auch möglich geworden, sich an der „Edelkonjunktur“ der rein künstlerischen Erzeugnisse, die der Weltmarkt zur Schau stellt, zu beteiligen. Die Ausstellung im Kunstverein gewährt einen Einblick in den 30-jährigen Werdegang der Manufaktur, der der Staat ein ganz besonderes Interesse entgegenbringt. Der Besucher kann an Modellen genau verfolgen, welche Prozedur ein keramischer Gegenstand durchmachen muß, durch wieder Hände er geht, bis er dem Käufer vorgelegt werden kann. Eine Reihe Lichtbilder gestalten Einblick in den Betrieb. Man ist übertrah, daß, wie vor Tausenden von Jahren auch heute noch der Töpfer mit den Füßen die Drehscheibe in Bewegung hält, denn in seinen „Pedalen“ scheint eine achteinmalige Schwungradkraft zu liegen, die mit der Maschine nicht erlernt werden kann. Wie ihr werden letzte Buchungen und Kränge erreicht, die dem Scherben eine besondere persönliche Note geben. Der Keramiker hat Freude an der Farbe, die er durch die Glasuren zu beleben, zu verklären und zu variieren weiß. Er muß Plastiker, er muß Experimentator sein. Alle diese Tugenden vereinigt Max Laueger in ausgeprägtem hohem Maße in sich. Babberger interessiert sich für Altartkunst. Scheuria freuet in eigenem, leichtem, launigem, fließendem Stil. Etwas urwüchsig behandelt Heinfels biblische Stoffe. Speck ist ein erfahrener und tonangebender Puzerkeramiker. Pfeifer, König, Schäfer, Greta Heuler befassen sich mit Vorwürfen aus der Tierwelt. Lörcher, Alder, Rita Paffini, Mina Schumann bringen Alte und Reliefs. Prachtstücke von Böden, in Form, Farbe und Glasuren geben den Räumen ein nicht alltägliches Gepräge. Wir dürfen auf diese Ausstellung stolz sein. D. B.

## Der Herr des Hafens

Roman von Norbert Jacques

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Reichstraße 5. (Nachdruck verboten.)

Da Pietien war glücklich. Dieser Wein beloh eine feurige Güte, die sich drangvoll dem Herzen mitteilte, und als er zurückkam und seinen Platz wieder eingenommen hatte, sagte er dem Fremden, der trotz des Geistesauges nun lange schon kein Fremder mehr für Pietien war: „Junge, ich muß dir einiges abbiten!“

„Zum Wohl!“ antwortete der andere nur und hob sein Glas. „Wohl folate ihm darin Pietien, aber er fuhr fort: „Rein, das ist nämlich damit gar nicht so einfach. Denn du bist trotz deines Geistesauges da ein verflucht seiner Teufelsbraten und, heißt du, jetzt kommt es: das hab ich bislang nicht richtig gewußt. Und daß du es weißt, ich hab ich Lächelchen dabei. Die Döfche ist eine Jangge. Aber das Lächelchen... ja, ich recht her, das würde ich keinem Menschen geben, wie dir, Kamerad. Denn du bist, wie gesagt, ein verflucht seiner Teufelsbraten. „Anschuel“ heißt es. Das soll französisch sein, hat die Döfche, die Döfche, sagst, die den Namen ausgetüffelt hat... aus 'nem Kalender, müßt du wissen. Aber ich fuhr mich, so da unten drinnen, wenn sie auch so, nur mit dem kleinen Unterschied von der Differenz, daß ich das ausspreche, wie es geschrieben wird. Merke was? Ne? Aber... Freund... so frische doch nur mal so aus. Und siehst du, da heißt es nicht mehr Anschuel... da heißt es Angale, und wenn du die Ähnlichkeit mit Enaele da nicht herausfährst, da hast du einen Rucksackman und kein Herz im Leib. Volla! Nu caromba!“

„Und die Adresse?“ fragte mit unmerklichem Spott der andere. „Kannst haben. Schreib sie nur auf. Und im übrigen... die christliche Seefahrt läßt Spuren im Kielwasser... in paar Stangen Gold sind von den Zährlein auch übrig geblieben, wenn sie auch nicht so reich machen wie die Bananen von meinem anderen Passagier, von denen jede dreimal im Jahr zu einem Goldbeßel wird, hat man mir gesagt.“

„Abgemacht!“ Inotete der Gastgeber. „Es kam noch ein Krus. Aber diesen brachte ein junges dickes Mädchen, und es sah Pietien herlich zu, wie es den Krus auf den Tisch stellte, so daß Pietien seine Nase um ihre Süße hob, und da sah das schwarze dicke Mädchen ihm auch schon auf dem Schob.

Aber dabei hatte weder das Mädchen noch Pietien mit etwas gedacht. Nämlich wie es anfang, dem Kapitän schon zu tun und den Schnapsbart durch seine Finger zu ziehen, so wie es Anale zu Hause zu tun pflegte, da schäm Pietien Verlorenkoost es unvermittelt von sich wie einen Skorpion.

Im weinweiden Gemüt kam Pietien es wie eine Sünde vor, in Mund und Herzen das süße Lächelchen zu führen und auf dem Schob diesen schwarzen Weisheitsfisch zu haben. „Fort! Fort!“ schrie er zugleich und verfluchte sich zu erheben. Doch das gelang nicht. So blieb er und leerte das Glas auf einen Zug.

Nun sagte auch der andere: „Captain, es ist Zeit.“ Er stand auf, und das Teufelsauge sah auf Pietien nieder. Vor diesem Bild hatte der nicht mehr die Kraft zu widerstehen. Müdevoll bekam er sich hoch und mit Hilfe von Tischen und Wänden gelangte er auf den dunklen Weg hinaus.

Der andere ging aufrecht und wie lauernd hinter ihm her. Ihm war vom Wein nicht das geringste anzumerken. Draußen stand, von einem achteinem Befehl hergeholt, wieder der Woggen. Pietien sank hinein und fuhr durch die Finsternis zur Stadt hinab. Pietien war sehr böser Laune. Er stellte sich es aufs heftigste ausmalend vor, was seine Frau dazu gesagt hätte, wenn sie davon Zeuge gewesen wäre... Dein Genever... dein Genever.

Da hatte er einen Einsall, der ihm köstlich erschien, köstlicher als selbst der Wein gewesen war. Mit einmal war alle häßliche Laune weg und sein Gemüt von der schönsten Sonne durchstrahlt. Denn jetzt konnte die Kantilene ihm nicht den Genever unter die Nase reiben, weil es ja Maderwein gewesen war, und er würde ihr schon ausmalen ein gut geratenes Recht haben. Daß sie im Unrecht war somit, freute ihn so sehr, daß er mit einmal voll schöner und freudiger Gedanken war, aus denen seine junge Tochter herauswuchs wie ein Rosenstod in den ersten Blüten.

Bald hing er an laut zu singen. Den Nachbar neben sich im Mägelchen hatte er ganz veracellen. Pietien sang noch, als er ausstieg und sie dem Kai zuging. Jedoch als sie ans Wasser kamen, sagte der andere seinen Arm und behaft: „Auhig!“ Und es war lauterbarere mehr in der Stimme etwas lo Zwingendes, daß es Pietien die laute Stimme seiner Wohlgeanttheit verflücht.

Aber als er an Bord war, brüllte er plötzlich mit mächtiger Stimme los: „Schiff klar!“ Niemand antwortete. An Bord war es finster und still. „Wilt!“ machte der Fremde und hatte seinen Arm in den Ver-

lorenkoosts, zwang ihn mit sich und ging ohne ein Wort zu sagen unter Deck. Pietien folgte, da er nicht wußte, was los war und fern in seiner Phantasie mit der Erwartung spielte, da unten in der Kammer des Fremden warte noch Whisky oder Champans.

Im Gang leuchtete der Fremde hinter Pietien mit seiner Taschenlampe her. Der Schatten des Kapitans wurde wie ein schwarzer aufgereger Saß, der mit einem geheimnisvollen Leben begabt war, über Fußboden, Decke und Wände vor ihm her.

Mit einemmal drang die Hand des andern in seinen Arm. „Hier!“ sagte die Stimme wieder mit jenem beschwörenden Ton, gegen den Auflehnung oder auch nur Erwidrung nicht gewachsen zu sein schienen. Dabei öffnete er die Tür, die in die Kammer des Bananenkönigs führte. Pietien zuckte leise zurück. Aber er spürte den Körper des andern hinter sich an seinen drängen. In seiner Laune, auch unter der Einwirkung des fremden Willens, gab er sich keine Rechenschaft darüber, weshalb diese nicht die Tür zur Kammer seines neuen Freundes sei. Er trat über die Schwelle. Die Luft fuhr ihm gegen die Stirn, wie bei jenem erstenmal, unmerklich in den Hals, und es war noch ein anderer Geruch hinein gemischt, ein Geruch von einer Bitterfühlbarkeit... der die Nase reizte.

Da verpörrte Verlorenkoost unvermittelt einen mächtigen Stoh von hinten. Er saufte vornüber und fiel am Boden ein Stück weiter.

„Also er fährt doch!“ sagte er sich, wie er so alle vier in die Luft am Boden lag. Denn er erinnerte sich, daß, wie er an Bord kam, er gleich „Schiff klar!“ befohlen hatte. Noch hörte er den Lärm einer Tür, die zugesogen wurde. Wurde nicht auch ein Schlüssel umgedreht? Und daß gleich beim Ausgehen das Schiff so schweberte, daß er hinfiel... Aber da war irgendetwas das Mädel und wartete auf ihn... das Lächelchen... Anale... Und der Teufelsbraten mit 'm Geistesaug und dem beglückenden Maderwein... „Junge... Junge! Das das Leben für Werte barg! Für Schätze! Andere als die Ledertafel, die der Bananenkönig so gern unter sich herausgehoben und in den „Safe“ getan hätte! Nur herausheben, hopp! unterm Speck! Nur eines heben! Nur sie austrinken!“

„Ledertafel und Weinkrüge schwammen ineinander, kamen zu einem verwandelt aus der schaufelnden Flut der herausgehobenen Phantasie wieder hervor... „Nur nie austrinken! Stotterte Verlorenkoost noch mühselig, bejahte sich damit, blieb liegen und schmerzte bald.“

(Fortsetzung folgt.)